

Uwe Lehnert

Warum ich kein Christ sein will

Mein Weg vom christlichen Glauben zu einer
naturalistisch-humanistischen Weltanschauung



7., vollst. überarbeitete Auflage

Uwe Lehnert

Warum ich kein Christ sein will

Uwe Lehnert

Warum ich kein Christ sein will

Mein Weg vom christlichen Glauben zu einer naturalistisch-humanistischen Weltanschauung

7., vollst. überarbeitete und aktualisierte Auflage

*

Ein Lesebuch für Menschen, die sich über
wissenschaftliche Erkenntnisse, Glauben und Kirche
informieren, darüber nachdenken und nichtreligiöse
Anschauungen kennenlernen möchten

Tectum Verlag

Uwe Lehnert

Warum ich kein Christ sein will. Mein Weg vom christlichen Glauben zu einer naturalistisch-humanistischen Weltanschauung
7., vollst. überarbeitete und aktualisierte Auflage

© Tectum – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2018

E-Book: 978-3-8288-7129-8

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Werk unter der ISBN 978-3-8288-4247-2 im Tectum Verlag erschienen.)

Umschlagabbildung: Holzschnitt aus Camille Flammarion:
L'Atmosphère. Météorologie populaire, Paris 1888, S. 163.

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet
www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Widmung und Danksagung	9
Warum dieses Buch?	11
I. Was können wir wissen?	
Was können wir erkennen?	17
1. Wie Erkennen und Denken in die Welt kamen	24
2. Grundlegende Aussagen der evolutionären Erkenntnistheorie	33
II. Raum und Zeit: Unbegreiflich in Dimension und Wesen	39
1. Die räumlichen Dimensionen des ganz Großen und des ganz Kleinen	41
2. Die zeitlichen Dimensionen des Kosmos im Großen und im Kleinen	47
3. Wo steht der Mensch in Zeit und Raum?	50
4. Jenseits aller Anschauung: Der moderne Begriff von Zeit und Raum	53
III. Naturwissenschaft, Religion und menschliches Selbstverständnis	62
1. Der Anfang von Allem – mit oder ohne Schöpfer?	75
2. Die skurrile Welt der Quanten – jenseits der Grenzen unserer Logik?	83
3. Der Mensch ein Geschöpf Gottes oder ein zufälliges Produkt der Evolution?	91
4. Geist und Bewusstsein von göttlicher Natur oder eine Funktion der Materie?	103

IV. Schuld, Sühne, Glaube und die Illusion von der Willensfreiheit	115
1. Warum ich nicht an die Willensfreiheit glauben kann	118
2. Erkenntnisse der Neurobiologie zum Problem der Willensfreiheit	124
3. Philosophische Stimmen zum Problem der Willensfreiheit	133
4. Keine Willensfreiheit: Moralische, theologische und strafrechtliche Konsequenzen	139
V. Nachdenken über Gott, Gottvertrauen und Moral	152
1. Von den vergeblichen Versuchen, Gottes Existenz zu beweisen oder zu widerlegen	157
2. Theodizee – Gottes angeblich grenzenlose Liebe und das unendliche Leiden in der Welt	166
3. Ist Moral ohne Gott möglich?	177
4. Was andere denken und wie ich es sehe	198
VI. Endgültiger Abschied von Christentum und Kirche	213
1. Die Bibel – Gottes Wort? Was wäre das für ein Gott!	227
2. Die erschütternde Bilanz von 2000 Jahren Christentum	256
3. Die Botschaft hör' ich wohl ... und das soll ich glauben?	289
4. Was folgt für mich aus meinem Nichtglauben?	314
5. Warum »bekennen« sich trotzdem so viele Menschen zum Christentum?	341
6. Ein abschließendes Wort zu Vernunft und Glauben	367
7. Gesellschaftspolitischer Exkurs: Religionskritik ist wieder lebensgefährlich geworden	381

VII. Überlegungen zu einem alternativen Welt- und Menschenbild	388
1. Was ist der Sinn des Lebens?	393
2. Bekenntnis zu einem humanistischen Lebenskonzept	402
3. Das Recht auf Selbstbestimmung ist ein grundlegendes Menschenrecht	414
4. Ziele und Leitbilder humanistischer und atheistischer Organisationen	426
5. Trennung von Staat und Religion um des gesellschaftlichen Friedens willen	438
6. Paradies und Unsterblichkeit durch geplante Evolution?	455
VIII. Mein »Credo«	467
Hinweise auf Literaturverzeichnis und Anmerkungen	477
Stichwortverzeichnis	478

Dieses Buch ist ein »Lesebuch« und lädt erst einmal zum neugierigen Blättern ein, angeregt vielleicht durch das Inhalts- oder Stichwortverzeichnis. Die Folge der einzelnen Kapitel hat zwar eine innere Logik, man kann dennoch mit einem Kapitel starten, das einen zunächst besonders interessiert.

WIDMUNG UND DANKSAGUNG

Dieses nachberuflich verfasste Buch habe ich meinen Eltern gewidmet. Meiner Mutter, die sich zeitlebens lebhaft für philosophische, religiöse und naturwissenschaftliche Fragen interessierte, es aber oft mit der Fachsprache des Spezialisten nicht leicht hatte; meinem Vater, der in mir das Interesse an »Gott und der Welt« weckte und der mir die kritische Grundhaltung in religiösen Fragen vorlebte. Wie gern hätte ich ihnen dieses Buch noch gezeigt.

Zu großem Dank verpflichtet bin ich vor allem meinem Bruder Volker, der mein Vorhaben von Anfang an und in allen Phasen kritisch aber stets ermunternd begleitete und mit einer Vielzahl wertvoller Vorschläge bereicherte. Auch mein Bruder Jürgen war mir aufgrund seines Wissens und seiner unbestechlichen Logik ein wichtiger und sehr anregender Gesprächspartner. Meine Schwester Gudrun begegnet diesem Thema aus einer ganz anderen Perspektive und hat völlig andere Vorstellungen von Gott und der Welt als ich; es sind Auffassungen, die ich respektiere, wenn auch nicht teile, und die doch zugleich zur Präzisierung meines Weltbildes beigetragen haben.

Ich danke meinen Freunden Achim Rosenhahn und Werner Menzel für stundenlanges kritisches und weiterführendes Diskutieren meiner ersten Texte. Pfarrer Harald Groß hat mich mit seiner geduldigen Gesprächsbereitschaft beeindruckt und ist mir trotz gegenteiliger Auffassungen in Glaubensfragen stets ein toleranter und verständnisvoller Dialogpartner gewesen; ich habe ihm zudem eine Reihe von Richtigstellungen zu verdanken. Pfarrer Jens Teuber hat mir heftig widersprochen; er veranlasste mich aber zu Recht, einige missverständliche und ungerechte Äußerungen zu überarbeiten und manche unnötige Schärfe im Text zu entfernen. Schließlich danke ich für Zuspruch und berechnete Kritik am ersten Manuskript Dr. Ute Szudra, Hille Lahring, Jürgen Keller, Roswitha Braun und nicht zuletzt meiner Frau Dr. Elfi Bendikat. Sehr zu Dank verpflichtet bin ich meinem Freund Lutz Hunger, der den verlegerischen Mut hatte, die ersten Auflagen dieses religions- und kirchenkritischen Buches herauszubringen.

In die 3. Auflage gingen eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen und Korrekturen ein, die ich von Lesern erhielt, die mich über meine Internetadresse kontaktierten. Namentlich seien genannt Prof. Dr. Uwe Hillebrand und Prof. Dr. Wolfgang Klosterhalfen. Hilfreiche Kritik und viel freundschaftlichen Rat erhielt ich ferner von Dr. Dr. Joachim Kahl.

Zur 4. Auflage ermunterten mich die nahezu ausschließlich sehr positiven Rezensionen bei den Internet-Buchversendern. Auch die Würdigungen, die dieses Buch durch die Giordano Bruno Stiftung und durch den Humanistischen Pressedienst erfuhr, haben mich in der Auffassung bestärkt, dass man sich auch als theologischer Laie zu Glaubensfragen äußern soll und darf.

Besonders bedanken möchte ich mich bei folgenden mir Wohlgesinnten, die mich wie Lektoren mit Hinweisen auf sachliche Ungenauigkeiten, stilistische Unschönheiten oder mit inhaltlichen Anregungen unterstützten. Es sind u.a.: (in alphabetischer Folge): Jan Achtmann, Jürgen Beetz, Erich F. X. Bliemel, Univ.-Prof. Dr. Gerd Doerry, Univ.-Doz. Dr. Georg Dorn, Prof. Dr. Eckhard Jaschinski, Henry Mattheß, Ex-Pfarrer Uwe Schmidt und Frank Spade.

Den Anstoß zur 5. und 6. erweiterten Auflage gab vor allem die Vielzahl von Rückmeldungen, die ich per E-Mail, in Internet-Diskussionsforen, im Netzwerk Facebook und als Internet-Rezensionen erhielt. Mein Buch in der jetzigen Form ist gewissermaßen zusammen mit meinen Lesern entstanden.

Religionskritik ist in Deutschland fast ein Tabu. Deshalb habe ich mit Interesse vermerkt, dass das 2014 von der Stiftung Christliche Medien herausgegebene Buch »Warum ich nicht mehr glaube: Wenn junge Erwachsene den Glauben verlieren« explizit auf zwei als Bestseller bezeichnete religionskritische Werke aufmerksam machte. Als erstes wurde mein vorliegendes Buch genannt, zweitens das von Christopher Hitchens »Der Herr ist kein Hirte«. Beide Titel, nicht nur der bekannte von Richard Dawkins, hätten – so heißt es auf Seite 18 – »die Diskussion um den neuen Atheismus angeheizt« und würden insofern wesentlich zu dessen Verständnis beitragen.

Als weiteres Zeichen, dass meine religionskritischen Ausführungen offenbar wahrgenommen werden, wertete ich die Einladung zu einer öffentlichen Diskussion mit dem früheren EKD-Vorsitzenden Bischof Wolfgang Huber anlässlich des Evangelischen Kirchentags in Hamburg 2013 und zum Beispiel die Einbindung in ein Seminar des Pastoralkollegs der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsen für Pfarrer und Pfarrerinnen, das unter dem Thema stand »Warum ich (k)ein Christ bin«.

Zur 7. Auflage ermunterte mich der Tectum-Verlag. Das Buch ist daraufhin noch einmal gründlich überarbeitet und aktualisiert worden.

WARUM DIESES BUCH?

Dieses Buch ist hervorgegangen aus persönlichen Aufzeichnungen und Materialien, die ich über viele Jahre gesammelt habe. Ich wollte mir im Sinne einer kritischen Selbstvergewisserung Klarheit verschaffen über einige mich seit Jahrzehnten bewegende Fragen – soweit es mir jedenfalls mit meinen Mitteln möglich war und soweit das überhaupt erreichbar ist. Zu diesen Fragen gehören jene nach dem Stellenwert von Wissenschaft, speziell von Naturwissenschaft, für unser Leben, insbesondere nach dem Einfluss ihrer Erkenntnisse für Gestaltung und Deutung unseres Daseins. Es geht um Fragen nach unserer Stellung und Bedeutung im Kosmos, nach der möglichen Existenz eines Gottes und ob der Gott, der in der Bibel beschrieben wird, für uns heutige Menschen so überhaupt »glaubwürdig« sein kann. Ich frage mich, warum so viele Menschen an Dinge glauben, die so offensichtlich – oder doch nur scheinbar? – im Widerspruch zu Vernunft und Wissen stehen. Auch versuche ich, eine mich überzeugende, sprich »vernünftige« Antwort nach dem Sinn des und auch meines Lebens zu finden. Nicht zuletzt bewegt mich die nur scheinbar akademische Frage, ob wir über einen »freien« Willen verfügen, der es uns angeblich erlaubt, unsere Entscheidungen in völliger Freiheit zu fällen und damit für alles, was wir in diesem Leben tun oder lassen, so Schuld zu übernehmen, wie es zum Beispiel das Strafrecht oder christlicher Glaube von uns verlangen.

Ich habe also über mein Dasein nachgedacht, über die Fragen, warum ich, warum wir hier auf dieser Erde sind und ob wir jemals fähig sein werden, uns und das uns umgebende Universum zu begreifen. Über diese Dinge habe ich zeitlebens, in manchen Lebensphasen mehr, in anderen weniger, versucht, mir Einsicht, Klarheit, ja möglichst Gewissheit zu verschaffen. So wie es ungezählte andere Menschen auch taten und wohl immer tun werden. Eine ganz zentrale Rolle spielt dabei die philosophische beziehungsweise erkenntnistheoretische Frage, wieweit wir überhaupt in der Lage sind, verlässliche Erkenntnisse über uns und die Welt zu erlangen. In diesem Buch

versuche ich, die mir wesentlich erscheinenden Überlegungen, Einsichten und Überzeugungen zu den genannten Fragenkomplexen klärend darzustellen und mich dabei der Gültigkeit, zumindest der Plausibilität der Antworten so weit wie möglich zu vergewissern.

Es geht um nichts Geringeres als um die Wesensfragen unserer Existenz hier auf dieser Erde, die sich so viele andere Menschen vor mir auch schon gestellt haben: Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Worauf können wir hoffen? Wer will ich sein, wer sollte ich sein? Wer oder was gibt dem Ganzen einen Sinn? Das intensive Suchen nach Antworten, das Streben nach Gewissheit in diesen existenziellen Fragen drückte sich in der Phase des Abiturs in dem ernsthaften Wunsch aus, Theologie zu studieren. Die Ahnung, dass dies für mich zu keinem guten Ende führen würde, ließ diese Absicht aber wieder in den Hintergrund treten. Die damals nur verdrängte Frage nach meiner Einstellung zu Christentum und Kirche ist für mich nach dem Ende meines Berufslebens wieder bedeutsam geworden und wird ein zentrales Thema dieses Buches sein. Ich versuche, vor mir zu begründen und möchte anderen erklären können, warum ich kein Christ im Sinne dieser Lehre sein kann und auch nicht sein will.

Dies ist ein Buch, das sich Fragen der Philosophie und der christlichen Religion und den grundlegenden Erkenntnissen und Folgerungen der modernen Naturwissenschaften widmet. Allerdings nicht in der für solche Bücher typischen Form, nämlich systematisch, umfassend, in der anspruchsvollen Sprache des Spezialisten abgefasst. Ich habe mich nur mit den Themen befasst, die mir für mein – ich betone: mein – Nachdenken über »Gott und die Welt« wichtig erschienen. Die Auswahl der Themen ist deshalb sicherlich subjektiv und doch – wie ich hoffe, zeigen zu können – wohlüberlegt. Ich möchte aber noch einmal unterstreichen, dass ich dieses Buch zunächst nur für mich geschrieben habe. Dies allerdings in der wohl nicht unbegründeten Annahme, dass meine Fragen und meine Antworten von vielen anderen Menschen ganz ähnlich formuliert würden. Ich meine deshalb, dass auch andere Menschen die hier mitgeteilten Gedanken interessieren könnten, weil sie von überindividueller Bedeutung sind.

Als einen typischen Leser, der mir beim Schreiben vorschwebte, stellte ich mir meine inzwischen verstorbene Mutter vor. Sie interessierte sich zeit lebens für Fragen der Philosophie und der Religion, aber auch für Erkenntnisse moderner naturwissenschaftlicher Forschung und die daraus folgenden Konsequenzen für unser heutiges Weltbild. Ihr Problem war oft die Sprache der schreibenden Spezialisten, die sich zu wenig bemühten, verstanden zu werden, oder die sich gar nicht bewusst waren, dass ihre zu Papier gebrachten Einsichten der »Übersetzung« in Vorstellungswelt und Sprache des zwar

Interessierten, aber nicht einschlägig und hinreichend Vorgebildeten bedurften. Ich hoffe, es ist mir gelungen, mich auf den folgenden Seiten über Philosophie, Glauben und Wissenschaft so mitzuteilen, dass ich von jedem Interessierten und Gutwilligen verstanden werde.

Mein Interesse an den Naturwissenschaften und der Technik wurde früh durch meinen Vater geweckt. Ich erinnere mich noch, dass ich als etwa 13- oder 14-jähriger Junge zu Weihnachten ein Buch des Berliner Astronomen Bruno H. Bürgel bekam mit dem Titel »Aus fernen Welten – Eine volkstümliche Himmelskunde«. Dieses Buch legte den Grundstein für mein bis heute anhaltendes Interesse an Astronomie und vor allem Astrophysik. Ebenfalls zu Weihnachten bekam ich über viele Jahre die jeweils neueste Ausgabe der Jugendbuchreihe »Das Neue Universum«. Die darin enthaltenen, reich bebilderten Berichte über neueste wissenschaftliche Erkenntnisse, eindrucksvolle technische Entwicklungen und geplante außerirdische Forschungsexpeditionen wurden von mir immer begierig aufgenommen und haben ebenfalls wesentlich dazu beigetragen, dass mich naturwissenschaftliche und technische Themen ein Leben lang begeistern konnten.

Diskussionen über Religion blieben in unserer Familie nicht aus. Mein Vater war schon als junger Mann – sehr zum Leidwesen seiner gläubigen Mutter – aus der Kirche ausgetreten. Später trat er formal der evangelischen Kirche wieder bei, um uns Kindern nach der kriegsbedingten Vertreibung 1945 die Eingliederung in eine christlich-kirchlich geprägten Umgebung (Bayern!) nicht unnötig zu erschweren. Wir sollten den christlichen Glauben kennenlernen und später eine eigene Entscheidung treffen. An seiner ablehnenden Haltung der Kirche gegenüber ließ unser Vater jedoch nie einen Zweifel. Meine Mutter war eine liberale Katholikin – wenn der Begriff »liberal« überhaupt sinnvoll ist im Zusammenhang mit »katholisch« – soll heißen, sie blieb bei ihrem ihr anerzogenen Glauben, hatte aber nie Schwierigkeiten, andere Glaubensvorstellungen zu akzeptieren. Mein Bruder Volker ist schon als Schüler in einer evangelischen Kirche nebenamtlich Organist geworden und hatte daher begrifflicherweise eine enge Verbindung und Bindung zu allem, was sich in einer und um eine Kirche herum abspielt.

Ich selbst wurde erst mit 14 Jahren – gleichzeitig mit meinen drei Geschwistern – getauft und erst mit 16 Jahren konfirmiert. Die Folge meines gegenüber meinen Mitkonfirmanden relativ hohen Alters war, dass unser Pastor es mit mir, dem ständig nachfragenden und widersprechenden Jüngling, nicht leicht hatte. Er konnte mich in seiner bemühten aber schlichten Argumentation eigentlich nie überzeugen. Die mich bewegenden Fragen blieben somit unbeantwortet. Die kontroversen Auffassungen spielten auch innerhalb der Familie eine mitunter unerfreuliche Rolle. Wir entwickelten

alle erst langsam die Einsicht, dass in Glaubensfragen Toleranz dem Andersdenkenden gegenüber die einzige Möglichkeit ist, sich bei aller Unterschiedlichkeit doch als eine zusammengehörige Familie zu fühlen. Zum Ende des Studiums bin ich schließlich aus der Kirche ausgetreten.

Meine Ansichten und Bekenntnisse in diesem Buch gründen auf der Überzeugung, dass es richtig und vernünftig ist, soweit es irgend möglich ist, sich seines Verstandes zu bedienen. Weder kirchlicher Glaube noch persönliche Erleuchtung anderer – und seien diese für den Betroffenen noch so bedeutsam und wegweisend – können für mich Richtschnur meines Denkens sein. Auch will ich mich nicht von der Künstlichkeit und Konstruiertheit christlicher Theologie vereinnahmen lassen. Das was heutige Wissenschaft, insbesondere meine ich damit die Naturwissenschaften, als derzeit gesicherte Erkenntnis ansieht, ist für mich zunächst einmal maßgebend und Basis für alle weiteren Überlegungen. Vor allem ist es die streng logische und systematische Denkweise der heutigen Naturwissenschaften und ihre empirische Absicherung, die ich mir zum Vorbild genommen habe. Nur diese Denk- und Forschungsmethodik hat die faszinierenden Erfolge der Astronomie, der Physik, der Biologie oder beispielsweise der Medizin ermöglicht. Nur Logik und Empirie sind meines Erachtens in der Lage, verlässliche Erkenntnisse über unsere Welt zu gewinnen. Dabei ist mir sehr wohl bewusst, dass es Bereiche gibt, über die die Wissenschaft wenig oder nichts sagen kann. Und ich verkenne auch nicht, dass unsere Einsichtsfähigkeit immer auch zeitbedingte und vermutlich auch prinzipielle Grenzen hat. Dennoch bilden nach meiner Überzeugung rational-logisches Denken und naturwissenschaftlich erarbeitetes Wissen die sicherste und intellektuell befriedigendste Basis für unser Denken und Handeln.

Sich seines Denkvermögens zu bedienen, heißt deshalb für mich, nichts zu »glauben«, was dem Verstand und wissenschaftlicher Erkenntnis eindeutig widerspricht. Zwar kann auch Wissenschaft nicht alles erklären, aber Glaube erklärt gar nichts. Damit möchte ich religiösen Gedanken nicht von vornherein ihre Berechtigung absprechen, aber doch fragen, was der Glaube zum Verständnis unserer Welt und zur Gestaltung des Lebens an Hilfreichem beiträgt. Auch bin ich überzeugt, dass über den eigentlichen Gegenstand des Glaubens mit den Mitteln des Verstandes nichts »Vernünftiges« im Sinne von »der Vernunft zugänglich« gesagt werden kann. Wohl aber sollte es statthaft sein, über logische Widersprüche innerhalb einer Glaubenslehre und zwischen Glaubenslehre und erlebter Wirklichkeit kritisch nachzudenken.

Dieses Buch ist von einem Laien geschrieben worden. Ich bin Nichtfachmann in Sachen Philosophie und Theologie, auch die hier zusammengetragenen Erkenntnisse über Kosmologie, Mikrophysik, Evolutionsbiologie und

Hirnforschung habe ich als Laie verfasst. Allerdings immer in dem entschiedenen Bemühen, diese Dinge erst selbst zu verstehen, um sie anschließend verstehbar darzustellen. Mein naturwissenschaftlich-technisches Studium zum Diplom-Ingenieur der Nachrichtentechnik und Elektronik und das darauf folgende geisteswissenschaftlich orientierte Studium der Erziehungswissenschaft mit berufskundlich-informatischem Schwerpunkt und nicht zuletzt meine jahrzehntelangen Erfahrungen als Hochschullehrer an der Universität haben mir – so denke ich – die Arbeit sehr erleichtert.

Aber es gibt noch einen weiteren Grund, der mir Mut machte, auch ein nicht-fachliches Buch zu schreiben, also ein Buch, dessen Thematik nicht dem eigenen universitären Lehr- und Forschungsgebiet, der Bildungsinformatik, entstammt. Ich meine, dass es jedem erlaubt sein muss, an existenzielle Fragen mit jenem Verständnis heranzugehen, das man als »gesunden Menschenverstand« zu bezeichnen pflegt. Es kann doch nicht richtig sein, dass man nur nach einem mehrjährigen akademischen Studium der Theologie oder der Philosophie befähigt sein sollte, für sich gültige Antworten in Fragen des rechten Glaubens und eines erfüllten Lebens zu finden. Jeder Mensch, ob gebildet oder nicht, ob studiert oder nicht, ob geistreich oder einfach denkend, hat das Recht, nach den für ihn »richtigen« Antworten zu suchen. Zentrale Kriterien allerdings, die ich an die Aussagen meines »Weltbildes« anlege, sind innere Stimmigkeit, sie dürfen sich also logisch nicht widersprechen, und sie sollten mit meinen Erfahrungen übereinstimmen, insbesondere dürfen sie derzeit als gesichert angesehenen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen nicht zuwiderlaufen.

Die Kapitel I bis IV versuchen, ein naturalistisches Weltbild auf der Basis heutigen Wissens zu skizzieren. Verschiedentlich wurde kritisiert, dass dieser Teil zu umfangreich ausgefallen sei. Ich möchte deshalb die Wichtigkeit dieser Ausführungen ausdrücklich betonen. Es geht mir darum, nicht nur weichenstellende Ergebnisse der heutigen Naturwissenschaften und deren philosophisch-theologische Folgerungen mitzuteilen, sondern auch zu verdeutlichen, welcher Denkweise diese Einsichten zu verdanken sind. Dieses wissenschaftliche Denken mit den dahinterliegenden Prinzipien verständlich zu machen, bedarf mehr als einer bloßen Auflistung von wissenschaftlichen Fakten. Die Kapitel V und VI bauen auf diesem naturwissenschaftlich geprägten Weltverständnis auf und möchten zeigen, dass herkömmlicher Gottesglaube und christliche Lehre sich damit schwerlich vereinbaren lassen. Die inhaltlichen Aussagen und die weithin unbekannte Amoral der Bibel sowie die Geschichte der Kirche werden ausführlich behandelt. In Kapitel VII beschreibe ich meinen Alternativentwurf. Das letzte Kapitel VIII fasst noch einmal meine Auffassungen über »Gott und die Welt« zusammen.

Dieses Buch soll und kann keine erschöpfende Behandlung der aufgeworfenen Fragen darstellen. Ich habe die Probleme so weit diskutiert, bis ich das Gefühl hatte, für mich befriedigende und überzeugende Antworten gefunden zu haben. Dazu habe ich die Argumente – klassische, neuere sowie von mir entwickelte – zusammengetragen, die mir am einleuchtendsten erschienen und dem entgegenkommen, was man den erwähnten »gesunden Menschenverstand« nennt.

Noch einmal sei es deshalb gesagt: Das Buch wendet sich *nicht* an den Philosophen und Theologen beziehungsweise Religionswissenschaftler. In meiner Auseinandersetzung mit Christentum und Kirche wird deshalb so manches Argument auftauchen, das dem Fachmann wohlbekannt ist und ihn daher nicht mehr beeindrucken wird. Für mich und den von mir angesprochenen Leser verliert ein solches Argument dadurch aber keinesfalls an Bedeutung. Ein Argument büßt ja nicht an Überzeugungskraft ein, wenn es – wie in Diskussionen oft üblich – mit einer abwertenden Handbewegung als »altbekannt« abqualifiziert wird. Entscheidend bleibt sein argumentativer Gehalt, seine logische, empirische oder historische Substanz.

Mein gedachter Leser ist der »normale« Mitmensch, dessen alltägliches Denken um die Bewältigung seines »normalen« Lebens kreist, den aber von Zeit zu Zeit und im Alter zunehmend auch religiöse beziehungsweise weltanschauliche Fragen beschäftigen. Vermutlich möchte er Antworten haben auf Fragen wie etwa: Was bedeuten mir noch Religion oder der christliche Glaube, passen deren Kernaussagen und heutiges Weltverständnis überhaupt noch zusammen, was kann und soll ich eigentlich glauben? Was denken Menschen, die nicht mehr glauben können?

Das Buch wendet sich an Leser, die eine Darstellung von Argumenten gegen religiöse Denkweisen und speziell den christlich-kirchlichen Glauben suchen, aber auch Gedanken und Entwürfe für ein alternatives Weltbild. Ich möchte ihnen die Furcht vor dem Abschied vom Glauben nehmen und zeigen, dass man auch ohne diese Illusion ein erfülltes und moralisch untadeliges Leben führen kann. Die Zahl der Menschen mit einer kritischen bis ablehnenden Einstellung zu Kirche und Christentum ist viel größer, als es Politik und veröffentlichte Meinung wahrhaben wollen.

I.

WAS KÖNNEN WIR WISSEN?

WAS KÖNNEN WIR ERKENNEN?

Der Versuch, ein naturwissenschaftlich fundiertes beziehungsweise ein naturwissenschaftlichen Erkenntnissen zumindest nicht widersprechendes Weltbild zu entwerfen, provoziert recht schnell die Frage, wie weit wir und ob wir überhaupt in der Lage sind, verlässliche Informationen über die Welt und über uns selbst zu erlangen. Besonders in Diskussionen über Gott und Religion taucht oft das Argument auf, hier stünde halt Wissenschaft gegen Glauben, eine Weltsicht gegen eine andere, und der eine glaube eben dies und der andere jenes. Spätestens an dieser Stelle ist die Wissenschaft, besonders die Naturwissenschaft, gefordert zu belegen, dass ihr Wissen und ihre Erkenntnisse nicht willkürlich zustande kommen und nicht einfach nur behauptet werden, aber auch nicht durch Offenbarungen gewonnen werden können. Wissenschaft hat um ihrer Glaubwürdigkeit willen zu zeigen, dass sie mit guten Gründen den Anspruch erheben kann, ein wenn auch nur teilweise und immer nur vorläufig gültiges, letztlich aber doch zunehmend zutreffendes Bild der realen Welt zu zeichnen.

Nur teilweise gültig ist unser Wissen, weil wir wegen unserer sinnlichen und kognitiven Einschränkungen immer nur Ausschnitte der Wirklichkeit erfassen können; nur vorläufig gültig ist es, weil wir nie ganz sicher sein können, dass nicht zukünftig eine zutreffendere oder gar bisheriges Wissen korrigierende Beschreibung eines Sachverhalts entwickelt wird. Allerdings können Physik, Astronomie, Biologie oder beispielsweise Medizin aufgrund ihrer Erkenntnisse inzwischen für sich in Anspruch nehmen, auf vielen Gebieten zutreffende Erklärungen, hilfreiche Anwendungen und nützliche Voraussagen zu ermöglichen. Diese Erfolge lassen jedenfalls die berechnete

Vermutung zu, dass wir zumindest in Ausschnitten ein hinreichend zuverlässiges Abbild der Wirklichkeit uns zu schaffen in der Lage sind.

Wichtige und zu klärende Fragen in diesem Zusammenhang lauten somit: Wie kommen eigentlich Erkenntnisse zustande? Wie zuverlässig sind unsere Erkenntnisse tatsächlich? Ist gar objektive Erkenntnis möglich? Gibt es Grenzen für unser Streben nach Erkenntnis? Und nicht zuletzt die Frage: Was ist überhaupt Erkenntnis?

Solche Fragen fallen in den Aufgabenbereich der Philosophie, genauer der Erkenntnistheorie. Sie befasst sich mit den Voraussetzungen, Prinzipien und Grenzen des Erkennens, also des Erzeugens von Einsichten und zuverlässigem Wissen über die Welt. Schon die antiken griechischen Philosophen beschäftigten sich mit dieser Problematik und entwickelten erste Vorstellungen über das Verhältnis von erkennendem Subjekt und Wirklichkeit. Berühmt ist das Höhlengleichnis von PLATON (427-347 v. u. Z.), mit dem er die Problematik des Erkenntnisprozesses zu veranschaulichen suchte.

Man stelle sich – so PLATON – Gefangene in einer Höhle vor, die angekettet mit dem Rücken zum Eingang sitzen und an der gegenüber liegenden Höhlenwand nur die projizierten Schatten von Gegenständen sehen können, die außerhalb der Höhle vorbeigetragen werden. Die Menschen in der Höhle halten in ihrer begrenzten Sicht die Schatten für die Dinge selbst, also für die Realität. Dass sie nur Projektionen sehen, wissen sie nicht, von den »Dingen an sich« außerhalb der Höhle ahnen sie daher noch nicht einmal etwas. Würden sie von den die Schatten werfenden Dingen erfahren, hätten sie in ihrer eingeschränkten Situation dennoch keinerlei Möglichkeit, sie je zu sehen.

Alles was wir Menschen sehen, hören, fühlen, also über unsere Sinne erfahren, sind – so PLATON – nur Abbilder, Schatten einer höheren Wirklichkeit, nämlich der Ideen. PLATON unterschied folglich zwischen den Ideen und ihren Erscheinungen. Die Ideen, die die eigentliche Wirklichkeit ausmachten, bekämen wir nie zu Gesicht. Was wir Menschen, die wir erkenntnismäßig wie in einer Höhle lebten, wahrnahmen, wären nur die Erscheinungen, das heißt nur mehr oder weniger genaue Abbilder der reinen Ideen.

PLATON gilt als Begründer des so genannten Idealismus, der Lehre, dass es ein rein geistiges Sein gibt, dass die Ideen das einzig Wirkliche darstellen und die Materie nur als deren Erscheinungsform anzusehen ist. Diese Position mit ihren zahlreichen historischen und neuzeitlichen Varianten ist mit einer modernen, naturwissenschaftlich basierten Auffassung von der Welt eigentlich nicht mehr vereinbar, sie hat aber im geisteswissenschaftlichen und vor allem theologischen Lager immer noch viele Anhänger. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass das Höhlengleichnis in einem entscheidenden Punkt nach wie vor zutreffend ist: Es gibt eine nur unvollkommene Übereinstim-

mung zwischen den realen Dingen und ihren Abbildern in unserem Bewusstsein. Warum das so ist, soll in den folgenden Unterkapiteln ausführlicher dargelegt werden.

Die erkenntnistheoretische Gegenposition zum Idealismus bildet der Realismus, der davon ausgeht, dass es eine reale Welt gibt, die unabhängig von einem erkennenden Subjekt existiert. Der Realismus sieht die Materie als die eigentliche Substanz an und das Geistige als eine Eigenschaft oder Funktion dieser Substanz. Der naive Realismus nimmt an, dass wir diese reale Welt über unsere Sinne und das nachgeschaltete Informationsverarbeitungssystem, unser Gehirn, genauso wahrnehmen und erkennen, wie sie ist. Diese Auffassung hat sich spätestens im Lichte heutiger naturwissenschaftlicher Erkenntnisse als unhaltbar erwiesen; sie wird dennoch von der überwältigenden Mehrheit der Menschen mangels besserer Einsicht wie selbstverständlich angenommen. Üblicherweise ist man davon überzeugt, dass zum Beispiel der mit ästhetischem Vergnügen beobachtete Sonnenuntergang am Meer in all seiner Pracht genauso auch dann vorhanden ist, wenn ihn niemand anschaut. Dem »naiven« Realisten ist nicht bewusst, dass dieses schöne Bild nur in seinem Kopf existiert. Zwar sind Sonne, Meer und Wolken materiell vorhanden, auch die Strahlung, die von der Sonne ausgeht, aber diese von uns als wunderschön erlebte Komposition von Formen, Licht und Farben gibt es objektiv so nicht, sie ist eine Konstruktion unseres Gehirns.

Die kritische Variante des Realismus geht ebenfalls von der Annahme aus, dass es eine Realität gibt, stellt aber zunächst einmal fest, dass deren tatsächliche Existenz niemals beweisbar sein, also immer hypothetisch bleiben wird – trotz der Fülle an Plausibilitätsgründen, die eigentlich dafür spricht! Aber auch unsere Erkenntnisse über die Welt würden immer von hypothetischer Natur sein, da unser Erkenntnisapparat – Sinnesorgane und Gehirn – nicht in der Lage sei, endgültig festzustellen, ob eine Aussage oder Theorie über einen Aspekt dieser Welt tatsächlich objektiv richtig ist. Unser Wissen ist immer nur vermutet, vorläufig und von Korrektur bedroht – dennoch keinesfalls willkürlich, sondern sehr oft in hohem Maße zutreffend, wie noch zu zeigen sein wird. Man bezeichnet daher diese kritische Variante des Realismus auch als hypothetischen Realismus. Viele Wissenschaftler, vor allem wohl die meisten Naturwissenschaftler, bekennen sich zu dieser kritischen erkenntnistheoretischen Position, die in dieser Form vor allem von dem österreichisch-britischen Philosophen und Wissenschaftstheoretiker KARL R. POPPER (1902-1994) methodisch ausgearbeitet wurde.

POPPER begründete Anfang der 1930er Jahre seine heute allgemein akzeptierte Form von Wissenschaftsmethodik. Danach muss ein Wissenschaftler die von ihm aufgestellte Theorie so formulieren, dass sie auch »falsifiziert«,

als falsch erkannt werden kann. Nur dann stelle sie eine wissenschaftliche Aussage dar. Dahinter steckt die Erkenntnis, dass eine Theorie immer nur als Hypothese (Annahme) aufgefasst und die Richtigkeit einer Theorie grundsätzlich nicht bewiesen werden kann, Theorien können nur falsifiziert werden. Insofern hat Papst BENEDIKT XVI. sogar recht, wenn er sagt, »dass die Evolutionstheorie nicht beweisbar« sei. Entscheidend ist jedoch, dass es bisher keinem Kritiker gelungen ist, sie wissenschaftlich zu widerlegen.

So lässt sich die Gültigkeit eines Satzes wie zum Beispiel »Alle Schwäne sind weiß« nicht streng belegen. Man müsste nämlich ausnahmslos alle Schwäne dieser Welt ausfindig machen und ihre Farbe kontrollieren. Dagegen ist es leicht, eine solche Behauptung zu falsifizieren, also ihre Gültigkeit zu widerlegen. Man müsste nur ein einziges Exemplar eines nicht-weißen Schwans vorweisen. Die einzigartige Stärke des Falsifikationsprinzips liegt darin, nur eines einzigen Gegenbeispiels zu bedürfen.

Ein Wissenschaftler muss daher – neben seiner Aufgabe, Theorien zu entwickeln – immer auch versuchen, aufgestellte Theorien zu widerlegen, um so ihre mögliche Fehlerhaftigkeit aufzudecken. Dazu müssen sie – wie erwähnt – so abgefasst werden, dass sie prinzipiell auch widerlegt werden können. Ein Satz der Art »In jedem Lebewesen wirkt der nicht mit wissenschaftlichen Methoden nachweisbare Geist Gottes« ist so formuliert beziehungsweise konstruiert, dass er prinzipiell nicht widerlegbar ist. Er stellt somit keine wissenschaftliche Aussage dar, liefert daher auch keinen Erkenntniszuwachs. Dagegen sind selbst so einfache Sätze wie »Die Erde ist eine Scheibe« oder »Die Erde hat eine Kugelform« im Prinzip wissenschaftliche Aussagen. Sie sind so formuliert, dass sie testbar sind und damit widerlegt werden können, was im ersten Satz, dass die Erde eine Scheibe sei, bekanntlich auch geschehen ist.

In einem evolutionsartigen Ausleseprozess setzen sich auf diese Weise die Theorien durch, die »wahrheitsnäher« sind. Theorien, die nicht falsifiziert, also nicht widerlegt werden konnten, gelten als »vorläufig bewährt«. Durch dieses Aussieben fehlerhafter oder gar falscher Theorien kommt man der Wahrheit immer näher. Nach POPPER ist somit – so paradox das sich anhören mag – die unentwegte Fehlersuche das Prinzip der Wahrheitsfindung!

Zu behaupten, dass man die Wahrheit gefunden habe, ist daher nicht zulässig, da man nie sicher sein kann, dass eine derzeit als bewährt geltende Theorie nicht doch eines Tages zumindest in ihrem Geltungsbereich eingeschränkt oder gar zu Fall gebracht wird, ja, dass ein ganzes Denksystem umgeworfen wird. Die Evolutionstheorie ist ein Beispiel für einen radikalen Wechsel in der Betrachtung und Deutung wissenschaftlicher Beobachtungen.

Eine wissenschaftliche Aussage oder Theorie kann also nach gängiger wissenschaftstheoretischer Auffassung nur widerlegt, niemals bewiesen wer-

den. Solange sie nicht widerlegt wurde, kann sie als derzeit gültig oder benutzbar betrachtet werden. In der Softwareprüfung geht man übrigens ähnlich vor. Man versucht, eine neu entwickelte Software durch unterschiedlichste Eingabedaten oder Anwendungssituationen zu testen. Bringt man sie nicht zum »Absturz«, gilt sie vorläufig als stabil und funktionstüchtig. »Vorläufig« deswegen, weil man nie sicher sein kann, dass eine bestimmte, derzeit noch unbekannte Datenkombination nicht doch noch ihre Fehlerhaftigkeit aufzeigt.

Angemerkt werden soll jedoch, dass in der modernen Wissenschaftstheorie das Falsifikationskriterium nicht mehr ganz unumstritten ist. In Disziplinen, die an Grenzen unseres Wissens und Verstehens stoßen, wie speziell in der Kosmologie oder der Mikrophysik, werden oft Hypothesen formuliert, die zumindest auf den ersten Blick sich in keiner Weise falsifizieren lassen. Lehnte man solche spekulativen Hypothesen wegen ihrer möglicherweise prinzipiellen Nicht-Falsifizierbarkeit von vornherein ab, verzichtete man auf viele kreative und eventuell doch weiterführende Ideen. Einige Wissenschaftstheoretiker ersetzen daher das Falsifikationskriterium durch ein weniger rigores Prüfkriterium. Sie versuchen stattdessen, die Indizien, die für die Gültigkeit einer Theorie sprechen, zu gewichten und die Plausibilität und Evidenz dieser Theorie mittels Wahrscheinlichkeitsüberlegungen abzuschätzen. Eine solche Theorie muss aber wenigstens so formuliert sein, dass sie beurteil- und damit kritisierbar ist.

Heutige Naturwissenschaftler gehen jedenfalls von der These aus, dass die Welt regelhaft strukturiert ist, mindestens teilweise erkennbar und daher mindestens teilweise durch Wahrnehmung, Nachdenken und Wissenschaft in Form von Hypothesen beziehungsweise Theorien erklärbar ist. Die meisten Naturwissenschaftler und wohl auch Philosophen sind darüber hinaus inzwischen davon überzeugt, dass diese Welt auch ohne ein erkennendes Subjekt existiert, also auch dann da wäre, wenn wir nicht vorhanden wären.

Aus der Sicht des Naturalismus, dessen philosophische Position wir hier einnehmen, wird nach heutigem Wissensstand die Realität aus den Komponenten Raum-Zeit, Materie, also Teilchen und Felder, sowie Energie gebildet. Ein Rückgriff auf übernatürliche Wesenheiten zur Erklärung der Welt ist nicht erforderlich, solche Einflussgrößen sind weder erkennbar noch sonstwie nachweisbar. Materielle Objekte sind real und haben messbare Eigenschaften wie Masse, elektrische Ladung oder etwa Temperatur. Begriffliche Objekte wie Ideen oder psychische Phänomene wie Empfindungen sind nur insoweit existent, als sie von einem Lebewesen gedacht oder erzeugt werden, ihnen kommt keine subjektunabhängige Existenz zu. Wir können also zwei Arten von Objekten unterscheiden: materielle, konkrete, subjektunabhängige Dinge

und immaterielle, abstrakte, subjektgebundene Konstrukte. So sind Hypothesen oder Gesetze zum Beispiel Konstrukte; sie sind nicht real, können aber etwas Reales repräsentieren.

Noch einmal zurück zu PLATON. Mit seiner Auffassung, dass es einen wesentlichen Unterschied zwischen den Erscheinungen und den von ihm behaupteten »Ideen« gibt, stimmt der hypothetische Realismus insofern überein, als auch er feststellt, dass es oft eine erhebliche Differenz gibt zwischen den über unsere Sinnesorgane gewonnenen Anschauungen und der objektiven Natur der Dinge. Der Blick in den nächtlichen Sternenhimmel oder in einen Garten mit bunten Sträuchern und duftenden Blumen enthüllt uns nur einen Bruchteil dessen, was sich »hinter« den Erscheinungen tatsächlich verbirgt. Und das, was wir wahrnehmen und zu erkennen glauben, hat meist mit der objektiven Realität wenig Ähnlichkeit. Einerseits sind wir für die meisten Eigenschaften der uns umgebenden Natur »blind«, weil wir für diese Merkmale – wie zum Beispiel Ultraschall, Magnetismus, Radioaktivität – überhaupt keine Wahrnehmungsorgane besitzen. Andererseits »konstruiert« unser Gehirn beim Blick in die Natur Eigenschaften, wie etwa ein leuchtendes Grün oder einen betörenden Duft, die so objektiv gar nicht existieren, sondern Schöpfungen unseres Wahrnehmungs- und Erkenntnisapparates sind.

Diese Variante des Realismus steht also in schroffem Gegensatz zum oben skizzierten naiven Realismus. Warum wir dennoch trotz aller Verzerrungen in der Lage sind, nach und nach ein tendenziell objektives Bild der Welt zu erlangen, soll im zweiten Unterkapitel näher erläutert werden.

Der Königsberger Philosoph IMMANUEL KANT (1724-1804), der die erkenntnistheoretische Diskussion der letzten 200 Jahre wesentlich mitbestimmte, befasste sich ebenfalls intensiv mit den Fragen, wie wir und was wir erkennen können. Er kam zu der Überzeugung, dass Raum und Zeit Strukturen unseres Denkens und von vornherein (a priori) in unserem Denken enthalten, uns also angeboren sind. Wir erleben die Welt als räumlich und zeitlich strukturiert, weil wir das, was wir erleben, gar nicht anders ordnen können. Das Empfinden für Raum und Zeit ist nach KANT somit nicht das Ergebnis, sondern die Voraussetzung aller Erfahrung, ein angeborenes Vor-Urteil, das fester Bestandteil unseres Wahrnehmungs- und Denkapparates ist. Auch Kausalität, also die Überzeugung, dass jedes Ereignis eine Ursache hat und jede Wirkung wiederum Ursache für ein weiteres Ereignis darstellt, ist nach KANT keine Erkenntnis, die wir durch Erfahrung gewonnen haben, sondern ist ebenfalls a priori, also von vornherein, unserem Denken als Erkenntnisform eingeprägt. Raum- und Zeitempfinden, Kausalität und einige weitere Grundformen des Erkennens werden vom Individuum nicht erlernt, sondern sind ihm gewissermaßen schon in die Wiege gelegt.¹

KANT hat in seiner Genialität etwas erkannt, was die Wissenschaft erst sehr viel später bestätigen konnte. Wie das menschliche Gehirn zu diesen Fähigkeiten gekommen ist, wusste er nicht zu erklären, weil ihm das DARWINsche Konzept der Evolution noch nicht bekannt sein konnte (C. R. DARWIN lebte von 1809 bis 1882, KANT starb bereits im Jahr 1804). Der Biologe und Nobelpreisträger KONRAD LORENZ (1903-1989) konstatierte wohl als Erster, dass zwar nicht das Individuum diese erkenntnismäßigen Erfahrungen gemacht hat, sehr wohl aber die biologische Art, der es angehört, indem es aufgrund einer Millionen Jahre währenden evolutiven Entwicklung nach und nach in den Besitz dieser Fähigkeiten gelangte. Das menschliche Gehirn, der Sitz unseres »Geistes«, ist also – so viel kann an dieser Stelle schon gesagt werden – bei seiner Geburt kein leeres und strukturloses Gebilde. Bestimmte ganz grundlegende Erkenntnisstrukturen sind stammesgeschichtlich schrittweise erworben und ihm individuell vererbt worden; sie steuern seine Sicht auf die Welt und seine Erfahrungen vom ersten Lebenstag an. In der Architektur, also in den Bau- und Funktionsprinzipien unseres Gehirns, steckt somit bereits ein beachtliches Wissen über die Welt und ihre Herausforderungen.

Um dies näher auszuführen, soll im ersten Unterkapitel anhand des Buches von KONRAD LORENZ »Die Rückseite des Spiegels – Versuch einer Naturgeschichte menschlichen Erkennens« in groben Zügen nachgezeichnet werden, wie Erkennen und Denken in die Welt kamen. LORENZ zeigt Schritt für Schritt auf, wie aus den allereinfachsten Erkenntnismechanismen beispielsweise einer Amöbe schließlich die hochkomplexen Erkenntnis- und Denkstrukturen von Primaten und damit des Menschen entstanden sind. Diese Einsichten wiederum bilden die Grundlage für die so genannte evolutionäre Erkenntnistheorie, dessen Hauptvertreter – neben den Österreichern KONRAD LORENZ (1903-1989) und RUPERT RIEDL (1925-2005) – in Deutschland GERHARD VOLLMER (*1943) ist. Die Grundzüge dieser naturwissenschaftlich fundierten Erkenntnistheorie werden vor allem anhand seines Hauptwerkes »Evolutionäre Erkenntnistheorie« im zweiten Unterkapitel skizziert. Ihre Grundthese lautet nach VOLLMER:

Unser Erkenntnisapparat ist ein Ergebnis der Evolution. Die subjektiven Erkenntnisstrukturen passen auf die Welt, weil sie sich im Laufe der Evolution in Anpassung an diese reale Welt herausgebildet haben. Und sie stimmen mit den realen Strukturen (teilweise) überein, weil nur eine solche Übereinstimmung das Überleben ermöglichte.²

Die evolutionäre Erkenntnistheorie folgert aus der Tatsache, dass eine Art, die überlebt, offenbar in der Lage ist, mindestens ausschnittsweise objektive Informationen über die Welt zu gewinnen. Das Ergebnis dieses Kapitels I soll somit der Nachweis sein, dass es sehr wohl möglich ist, Aussagen über

den Menschen und die reale Welt zu formulieren, die weitaus zuverlässiger und daher glaubwürdiger sind als das, was über die Jahrhunderte die Religion und oft genug auch die Philosophie dem Menschen weiszumachen suchten.

Der herkömmlichen Philosophie entgegnet RUPERT RIEDL im Vorwort seines Buches »Biologie der Erkenntnis – Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Vernunft«:

Unsere Position unterscheidet sich also insoferne grundsätzlich von der, welche die philosophische Erkenntnistheorie einnimmt, als die Grundlagen der Vernunft nicht nur aus ihren eigenen Prinzipien erschlossen werden, sondern durch eine vergleichend stammesgeschichtliche Erforschung eben aller Erkenntnisprozesse. Damit ist der Gegenstand der Untersuchung nicht mehr mit dem erkennenden Subjekt ›identisch‹, sondern befindet sich in der Hauptsache außerhalb desselben; und die Methode bleibt die der vergleichenden Naturwissenschaft. Auf diese Weise wird jene Beschränkung vermieden, die entstehen muß, wenn sich die rationale Vernunft aus sich allein begründen soll.³

Mit anderen Worten: RUPERT RIEDL und alle anderen Vertreter der evolutionären Erkenntnistheorie verlagern wesentliche Fragen der Erkenntnistheorie in den Bereich der Naturwissenschaften, nämlich der Biologie und speziell der Hirnforschung, und sind damit in der Lage, nachprüfbar und tendenziell objektive Antworten auf diese Fragen zu gewinnen.

1. Wie Erkennen und Denken in die Welt kamen

Der Mensch ist ein Lebewesen, das seine Existenz zweifellos der Evolution zu verdanken hat. Seine Eigenschaften und Befähigungen, zu denen vor allem auch die Fähigkeit zum Erkennen der ihn umgebenden Welt gehört, sind in einem hunderte Millionen Jahre währenden Prozess in Auseinandersetzung mit der Umwelt und in Anpassung an eben diese Umwelt entstanden.

Dieses ... Geschehen« – so der Nobelpreisträger Konrad Lorenz – ist ein Vorgang der Erkenntnis, denn jede ›Anpassung an‹ eine bestimmte Gegebenheit der äußeren Realität bedeutet, daß ein Maß von ›Information über‹ sie in das organische System aufgenommen wurde.

Die in Millionen Jahren gewonnenen Erfahrungen der jeweiligen Art drücken sich also in Struktur und Funktion des Informationsverarbeitungsmechanismus aus, dessen individueller Aufbau und individuelle Fähigkeiten sich Schritt für Schritt in den Genen festgeschrieben haben. Und weiter heißt es bei LORENZ:

Die Organisation der Sinnesorgane und des Zentralnervensystems setzt die Lebewesen in den Stand, Kunde von bestimmten, für sie relevanten Gegebenheiten der Außenwelt zu erlangen und in lebenserhaltender Weise auf sie zu antworten. Auch die primitive Ausweichreaktion des Pantoffeltierchens, das, wenn es auf ein Hindernis gestoßen ist, erst ein Stückchen zurück und dann – in einer zufallsbestimmten anderen Richtung – wieder vorwärts schwimmt, ›weiß‹ etwas im buchstäblichen Sinne ›Objektives‹ über die Außenwelt. Das Pantoffeltierchen ›weiß‹ über das Objekt ..., daß es die Fortbewegung in der bisherigen Richtung nicht zuläßt.⁴

Etwas später heißt es bei LORENZ:

An unserer Überzeugung ..., daß alles, was unser Erkenntnisapparat uns meldet, wirklichen Gegebenheiten der außersubjektiven Welt entspricht, halten wir unerschütterlich fest. ... Diese erkenntnistheoretische Haltung entspringt dem Wissen, daß unser Erkenntnisapparat selbst ein Ding der realen Wirklichkeit ist, das in Auseinandersetzung mit und in Anpassung an ebenso wirkliche Dinge seine gegenwärtige Form erhalten hat. Auf dieses Wissen gründet sich unsere Überzeugung, daß allem, was unser Erkenntnisapparat uns über die äußere Wirklichkeit mitteilt, etwas Wirkliches entspricht. Die ›Brillen‹ unserer Denk- und Anschauungsformen, wie Kausalität, Substantialität, Raum und Zeit, sind Funktionen einer neurosensorischen Organisation, die im Dienste der Arterhaltung entstanden ist. Durch diese Brillen sehen wir also nicht, wie die transzendentalen Idealisten annehmen, eine unvorhersagbare Verzerrung des An-sich-Seienden, die in keiner noch so vagen Analogie, in keinem ›Bildverhältnis‹, zur Wirklichkeit steht, sondern ein wirkliches Bild derselben, allerdings eines, das in kraß utilitaristischer [nützlichkeitsorientierter, U.L.] Weise vereinfacht ist: Wir haben nur für jene Seiten des An-sich-Bestehenden ein ›Organ‹ entwickelt, auf die in arterhaltend zweckmäßiger Weise Bezug zu nehmen für unsere Art so lebenswichtig war, daß ein ausreichender Selektionsdruck die Ausbildung dieses speziellen Apparates der Erkenntnis bewirkte.⁵

LORENZ verweist in diesem Zusammenhang auf die unterschiedlichsten »Weltbildapparate«, die die Evolution im Laufe von Jahrmilliarden hervorgebracht hat. Unter Weltbildapparat versteht er den Wahrnehmungs- und Informationsverarbeitungsmechanismus, der einem Lebewesen das für ihn lebensnotwendige Abbild seiner Umwelt liefert. Die Honigbiene beispielsweise muss eine bestimmte Blütenart an der Farbe erkennen können; für die in der Dämmerung jagende Katze ist Farbe unwichtig, dagegen muss sie über ein gutes Bewegungssehen verfügen; die Eule muss das Rascheln einer Maus akustisch lokalisieren können.

So unterschiedlich die jeweiligen Weltbildapparate sind, sie liefern jeweils, wenn auch meist nur extrem ausschnitthaft, lebenserhaltende, weil eben zutreffende Informationen über die diese Tiere umgebende Realität. Die so gewonnenen Informationen sind aber offensichtlich nicht nur zutreffend, sondern – darauf verweist LORENZ ganz besonders – sie widersprechen einander auch nie, wenn sie sich auf dieselbe Umweltgegebenheit beziehen.⁶ Dies ist

ein weiterer starker Hinweis auf die Korrektheit und Zuverlässigkeit der über den jeweiligen Wahrnehmungsapparat gewonnenen Informationen. Das oben schon erwähnte Pantoffeltierchen, das ein Hindernis erkennt, bildet über seine Sinnesorgane eine »objektive« Gegebenheit ab, wie wir selbst bei einem Blick durch ein Mikroskop feststellen könnten. Die Tatsache, dass weder das Pantoffeltierchen noch beispielsweise die Biene sich des Prozesses der Wahrnehmung objektiver Gegebenheiten bewusst werden, spricht nicht gegen die Feststellung, dass hier tatsächlich ein Erkenntnisprozess vorliegt. Es handelt sich um einen Erkenntnisprozess, weil er ganz offensichtlich wichtige und korrekte Informationen über einen relevanten Ausschnitt der sie umgebenden Wirklichkeit zum eigenen Nutzen, sprich Überleben, liefert.

Wie einfach und wie andersartig die »Weltbilder« von Tieren sein können, verdeutlichen die folgenden Beispiele. Das extrem einfache Bild von der Welt, das das Pantoffeltierchen hat, wurde schon erwähnt. Die Zecke, eine Milbenart und für den Menschen bekanntlich nicht ungefährlich, hat ebenfalls eine außerordentlich eingeschränkte Fähigkeit, die Welt wahrzunehmen. Das begattete Weibchen benötigt das Blut eines Warmblüters, um seine Eier ausreifen zu können. Dazu positioniert es sich, geleitet durch einen diffusen Lichtsinn der Haut, im hohen Gras und wartet dort auf vorbeikommende Warmblüter. Diese erkennt sie am Geruch von Buttersäure, wie sie die Schweißdrüsen dieser Organismenart absondern. Der Geruch von Buttersäure und die Wärme dieses Tieres oder Menschen sind die Auslösereize, sich auf der Haut dieser Organismen festzusetzen. Die ganze, für uns Menschen unendlich reiche und vielgestaltige Wirklichkeit besteht für dieses Tier lediglich in den Empfindungen hell, buttersäurig und warm. Mehr nimmt dieses Wesen von der Welt nicht wahr.

Wie eingeschränkt die Wahrnehmung mancher Vögel sein mag, ahnt man, wenn man erfährt, dass sie offenbar auch nur auf kümmerlich zu nennende Schlüsselreize reagieren. Entfernt man ihnen ihre Jungvögel aus dem Nest und ersetzt die hungrigen Schnäbel durch ein Reagenzglas mit einem aufgesetzten Stück Pappe, das wie ein aufgerissener Rachen aussieht, dann füttern die Eltern unbeeindruckt weiter und füllen das Reagenzglas mit Würmern und Insekten. Man kann sich schwer vorstellen, welches Bild diese Tiere von sich, ihren Jungen und zum Beispiel von uns Menschen haben mögen.

Ein letztes Beispiel soll zeigen, wie völlig anders die Welt »aussehen« mag, wenn statt des Gesichtssinns der Hörsinn dominiert. Hier heimische Fledermäuse leben von Insekten, die sie aber, da sie nachts jagen, nicht sehen können, sondern durch selbst erzeugten Ultraschall anpeilen. Sie erhalten aufgrund ihres ausgesandten Schallimpulses als Reaktion ein »Hörbild«, eine Art Geräuschantwort, mit der wir vermutlich wenig anfangen könnten.

Für die Fledermaus stellt das Echo aber ein echtes, wenn auch – aus unserer Sicht – sicherlich stark verfremdetes Abbild eines vielleicht flatternden Nachtfalters dar, der ihr als gesuchte Nahrung dient. Vielleicht konstruiert das Gehirn einer Fledermaus zu jeder Tonfrequenz eine charakteristische »Tonfarbe«, vergleichbar der »Lichtfarbe« (wie Grün oder Blau), die wir beim Empfang von Lichtwellen bestimmter Frequenz »sehen«. Fledermäuse haben also eine Hörwelt, Hunde – wie wir wissen – vor allem eine Riechwelt, wir Menschen in erster Linie eine Sehwelt.

Diese wenigen Beispiele zeigen, dass unsere Sicht von der Welt nur eine von sehr vielen möglichen ist, wenngleich begründet vermutet werden kann, dass die unsrige reichhaltiger und umfassender ist, nicht zuletzt durch unsere Fähigkeit, durch Wissenschaft und Technik unseren Wahrnehmungs- und Erkenntnishorizont außerordentlich zu erweitern.

Wie entstehen die Fähigkeiten, die Welt wahrzunehmen, wie entwickeln sich neue Erkenntnisformen? Wie ist vor allem der Entwicklungsprozess des – von LORENZ so genannten – Weltbildapparats von einfachsten Mechanismen völlig unbewussten Aufnehmens von lebensrelevanter Information bis hin zu den höchsten Formen bewusster Informationsaufnahme, -speicherung und -verarbeitung beim Menschen zustande gekommen? Wie kann diese Höherentwicklung erklärt und verstanden werden?

Zwei Begriffe beziehungsweise Phänomene sind hier von zentraler Bedeutung: Mutation und Fulguration. Unter Mutation versteht man eine plötzlich auftretende und dann fortlaufend weiter vererbte Veränderung der genetischen Information einer Zelle. Solche Veränderungen können zum Beispiel durch radioaktive Strahlung verursacht sein, auch im Rahmen der Zellteilung eintreten oder durch eine zufallsbedingte Rekombination (Neuanordnung) der Gene zustande kommen. Diese Änderungen des Erbguts treten zufällig und ungerichtet auf und bleiben meist ohne bedeutsame Auswirkung in Bezug auf Merkmale und Verhalten, können aber auch zu einer Verschlechterung der Situation des Organismus führen.

Nur in sehr seltenen Fällen – das aber sind die hier entscheidenden – führt eine solche Variation des Erbguts zu einer Verbesserung der Situation des Individuums. Sei es, dass es durch seine äußere Erscheinungsform Vorteile hat oder beispielsweise ein Sinnesorgan eine höhere Empfindlichkeit aufweist und es dadurch in seiner Umwelt besser zurechtkommt. Damit erhöhen sich seine Überlebens- und Fortpflanzungschancen, und es sinken die seiner Artgenossen, die nicht mit diesem vorteilhafteren Merkmal beziehungsweise dieser zweckmäßigeren Verhaltensweise ausgestattet sind. Diesen Auslesevorgang zugunsten der besser Angepassten nennt man Selektion. Mutation und Selektion bilden die wesentlichen Faktoren, die – wie CHARLES DARWIN damals im

Prinzip schon erkannte – aus einer gemeinsamen Urform über ungezählt viele Zwischenschritte das Leben in seiner heutigen Vielgestaltigkeit hervorgebracht haben und die Entwicklung der Arten vorwärts treiben.

Unter Fulguration – der Begriff geht auf KONRAD LORENZ zurück – versteht man das plötzliche beziehungsweise »blitzartige« (lateinisch fulguratio »Blitzstrahl«) Auftreten neuer Systemeigenschaften beim Zusammenwirken beziehungsweise bei der Verschaltung von einfacheren Teilsystemen zu einer größeren Einheit. LORENZ führt als erläuterndes (technisches) Beispiel die aus der Rundfunktechnik bekannte Zusammenschaltung von Widerstand, Spule und Kondensator an. Diese Zusammenschaltung bildet in dieser Form einen elektromagnetischen Schwingungskreis und hat bei Anlegen einer Spannung die Eigenschaft, eine Schwingung zu erzeugen (die zum Beispiel über einen Lautsprecher hörbar gemacht werden kann). Das Entscheidende an diesem Beispiel (und anderen vergleichbaren Beispielen) ist die Tatsache, dass die neu entstandene Systemeigenschaft, hier die Schwingungsfähigkeit, die dem Gesamtsystem zukommt, in den einzelnen Schaltelementen Widerstand, Spule und Kondensator nicht einmal in Ansätzen vorhanden ist. Die neue Systemeigenschaft ist allein durch eine bestimmte (nicht beliebige!) Art der Verknüpfung entstanden.⁷ (Ein allgemeinverständliches Beispiel zum Phänomen des Auftretens neuer Systemeigenschaften wird auch in Kapitel III,4 ausführlich dargestellt.)

Der Begriff der Fulguration bringt die bekannte Einsicht zum Ausdruck, dass »das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile«. Für das Auftreten neuer, meist nicht voraussagbarer Qualitäten beim Zusammenwirken mehrerer Elemente oder Systeme ist in der Wissenschaftstheorie heute der Begriff der Emergenz üblich, den wir im Folgenden nur noch verwenden werden.

LORENZ führt ein weiteres Beispiel an, das zeigt, dass die Verschaltung aus einfacheren Systemen nicht nur neue Eigenschaften hervorbringt, sondern dass vor allem durch die Eigenart des Zusammenwirkens von vergleichsweise primitiven Elementen Leistungen ermöglicht werden, die an der Spitze dessen stehen, was wir heute kennen.

... die Ganglienzellen unseres Gehirns, die [in ihrer Verknüpfung] die höchsten geistigen Leistungen vollbringen, sind, jede für sich genommen, einer Amöbe oder einem Pantoffeltierchen weit unterlegen, und zwar ebensowohl, was die Einzelleistung der Zelle anbelangt, als auch, was die relevante Information betrifft, die dieser Leistung zugrunde liegt. Eine Amöbe oder ein Pantoffeltierchen verfügt über eine Reihe von sinnvollen Antworten auf Außenreize und »weiß« eine ganze Anzahl wichtiger Dinge über die Umwelt. Die Ganglienzelle aber »weiß« nur, wann sie feuern soll, und selbst dies kann sie nicht stärker oder schwächer tun, sondern nur entweder ganz oder gar nicht, dem »Alles-oder-nichts-Gesetz« gehorchend.⁸

Ein Grundelement vieler elektronischer Schaltungen ist ebenfalls ein Bauelement, das nur zwei Zustände kennt, nämlich »Strom zu führen« oder »keinen Strom zu führen«. Vor allem die besondere Art der Verschaltung solcher Bauelemente ermöglicht die Konstruktion hochleistungsfähiger Informationsspeichernde und -verarbeitende Systeme, wie wir sie heute in Form von Computern oder Smartphones kennen.

Mutationen sind zufallsausgelöste Prozesse, die – wie im Zusammenhang mit der Erläuterung dieser Begriffe eben schon erwähnt wurde – ungeleitet stattfinden und in den allermeisten Fällen entweder ohne Auswirkung bleiben oder zu einer Verschlechterung der Anpassung führen. Nur in dem sehr seltenen Fall, in dem eine genetische Veränderung, wie etwa eine zufällige Neugruppierung des genetischen Materials, dem jeweiligen Organismus einen Überlebensvorteil in Form einer verbesserten Anpassung verschafft, kann das so erworbene Merkmal vererbt und damit zum dauerhaften Besitz der sich so weiter entwickelnden Art werden, dem der Organismus angehört. Auch Emergenzen, also das Auftreten völlig neuartiger Systemeigenschaften durch mutationsbewirkte Verknüpfung schon vorhandener einfacherer Funktionseinheiten zu bisher nicht existierenden größeren Einheiten, haben im Laufe der Evolution immer wieder stattgefunden. Bei der Höherentwicklung kognitiver, also informationsverarbeitender und erkennender Systeme – von der Amöbe bis hin zu den Primaten – spielten diese eine ebenso wichtige Rolle.

Mutationen und Emergenzen erklären somit im Prinzip die wesentlichen Schritte in der Weiter- und Höherentwicklung der Arten und – was uns hier eben besonders interessiert – ihrer »Weltbildapparate«, wie LORENZ das funktionelle Zusammenwirken von Sinnesorganen und Zentralnervensystem nennt. Dass von den zufälligen Veränderungen im Gen und den daraus folgenden Veränderungen in den Merkmalen nur ein Bruchteil zu einer vorteilhafteren und dauerhaften Merkmalsmodifikation führt, erklärt die unermesslich langen Zeiträume, die die Evolution bisher in Anspruch genommen hat. Aber es ist wohl so, dass eines der »schöpferischsten« Prinzipien der Natur ihr schier unerschöpflicher Vorrat an Zeit ist, der es ihr erlaubt, in allergrößter »Gelassenheit« die Entwicklung vonstattengehen zu lassen.

LORENZ beschreibt in seinem Buch »Die Rückseite des Spiegels« sehr ausführlich die Entwicklung der Mechanismen zur Verarbeitung der aus der Umwelt aufgenommenen Informationen. Die Evolution führte von einfachsten kognitiven Mechanismen, die lediglich auf die augenblicklich eintreffenden Informationen reagieren können, bis hin zu Organismen, die über ein Gedächtnis mit Erfahrungen, über zweckmäßige Verhaltensstrategien und über die Fähigkeit verfügen, geplante Handlungen zunächst im Bewusstsein probeweise ablaufen zu lassen. Dabei ist es bemerkenswert und stellt einen